

7

Rittmeister Brand.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

8.

Das war ein Schmuckkästchen. Die Wände mit hellblauem Seidenstoff verkleidet, die Möbel ebenso überzogen, Tische, Tischchen, Stageren von den verschiedensten Formen, mit teils sehr kostbaren Nippesgegenständen besetzt, ein großer Ankleidespiegel in vergoldetem Gestell, und mitten in all der Pracht die berühmte, geniale, viel umworbene Madame Amélie. Sie war schön und geschmackvoll angetan in einem spitzenbesetzten Schlafrock aus Atlas, der wie die Abendröte schimmerte und eine zwei Meter lange Schleppe hatte. Der Anzug war ein Kunstwerk und machte so schlank als möglich; aber auch den höchsten Toilettekünsten sind die Wege gewiesen; Ammut konnten sie der vierschrötigen Gestalt nicht verleihen, die sich beim Eintreten Brands von dem Ruhebett erhob. Der Kopf Madame Amélies saß auf kräftigem Nacken und trug eine Hütle stark angegrauter Haare. Die gewellte, gelockte Frisur erinnerte in ihrem künstlichen architektonischen Aufbau an die der römischen Kaiserinnen. Das Gesicht hatte einen ausgesprochenen Regertypus, aber die Augen waren schön und intelligent. Leider befanden sie und auch die Nase sich eben in einem Zustande, der nicht gleich erraten ließ, ob die Dame geweint hatte oder an Schnupfen litt.

Als Dietrich eintrat, rieb sie sich eben die Schläfen mit weißer Matteischer Elektrizität. Auf einem Tischchen neben ihr befanden sich allerlei Riechmittel; in einer mit heißem Wasser gefüllten Schalschale verdampften einige Tropfen Nictennadelextrakt.

Brand dankte in seiner ritterlichen Weise für die Günst, die Madame Bernon ihm erwies, ihn trotz ihres Unwohlseins zu empfangen. Er wollte ihre Güte nicht mißbrauchen, sie nicht lang in Anspruch nehmen; er kam nur, um sich von ihr Auskunft zu erbitten über die beiden Kinder, die eben bei ihr gewesen waren. Nicht Neugier leitete ihn, sondern ein ernstes Interesse, dessen Grund er ihr, wenn sie es gestatte, ein nächstes Mal darlegen werde.

Madame Amélie versicherte ihn, daß sie bei einem Manne „de sa trempe“ nur die edelsten Absichten voraussetze, zögerte aber doch mit der Antwort, als er nach dem Familiennamen der Kleinen fragte.

„Fürchten Sie nicht, ein Geheimnis zu verraten,“ sagte er und sah sie scharf ins Auge. „Es sind die Kinder des Majors von Müller.“

Sie widersprach nicht.

„Eines meiner besten Freunde und einstigen Kameraden,“ fuhr er fort, „der vor drei Jahren in seiner Vaterstadt Klausenburg gestorben ist. Ein nur zu edler und großmütiger Mensch.“

„Certainement,“ fiel die Französin ein, so großmütig für andere, daß die Seinen in der gene zurückblieben.“

„Gene?“ wiederholte Brand mit qualvoll gepreßter Stimme. Was ich eben gesehen habe, ist schlimmer als gene. Diese Kinder sind schlecht genährt, schlecht gekleidet, sie darben.“

„Nun, jetzt eigentlich nicht mehr,“ meinte Madame Bernon und widerstand nicht länger der Versuchung, Monsieur Brand, der ein so „noble coeur“ war und so tiefe Teilnahme für die Hinterbliebenen seines Freundes hatte, die ganze Wahrheit zu sagen, und bei dieser Gelegenheit sich selbst in schönem Lichte zu zeigen.

Dietrich erfuhr nun alles.

In der langen Krankheit des Majors waren die Reste des Vermögens aufgebraucht und leider sogar einige Schulden gemacht worden. Sophie mußte ihre Pension auf Jahre hinaus verpfänden, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Sie wäre dem Elend preisgegeben gewesen ohne ihr außergewöhnliches, dem der großen Wiener Modistin kongeniales Talent. Mit ihren „doigts de fée“ gewann sie den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder. Rärglich, wie sich von selbst versteht, „mon Dieu, en province!“ bis

eine Verwandte Madame Amélies und Gattin eines österreichischen Oberstleutnants nach Klausenburg kam, dort erst die Werke Frau von Müllers, dann sie selbst kennen lernte und eine begeisterte Freundschaft und Bewunderung für sie faßte.

„Unglück und Talent, quels titres auf unsere Teilnahme, Monsieur,“ sprach die Modistin mit einer pathetischen Gebärde.

Die Frau Oberstleutnant brauchte nur einige Proben der Kunstfertigkeit Sophie Müllers an Madame Bernon zu schicken, um ihr Mitgefühl für die arme Witwe zu erwecken. Amélie hatte ihr sogleich geschrieben und sie eingeladen, nach Wien zu kommen. Seit einem halben Jahr war sie da, stellte ihre Begabung und ihren Fleiß ausschließlich in den Dienst des Hauses Bernon und dürfte keinen Grund haben, es zu bereuen. Sie wurde besoldet wie keine zweite. Ihre Verhältnisse müssen sich jetzt schon gebessert haben.

„Müssen sich? Sie wissen nichts Genaueres darüber?“ fragte Brand.

„Das nicht. Frau von Müller spricht nie von sich. Sie ist sehr stolz, sehr zurückhaltend.“

„Sawohl, sehr stolz.“ Er beugte sich vor dem niederen Fauteuil, den Madame Amélie ihm angewiesen hatte, und wieder mußte sie den forschenden Blick seiner ernststen, grundehrlichen Augen eine ganze Weile hindurch aushalten und tat es mit der Unbefangenheit eines vortrefflichen Gewissens. Plötzlich gab sie ihrem Kopfe einen kleinen Ruck, ein mutwilliges Lächeln glitt verschönernd über ihr derbes Gesicht, und sie sprach:

„Ja, ja, Monsieur, ich bin eine gute und brave personne, man kann auf mich zählen.“

Brand verneigte sich: „Gut und brav, ich bin überzeugt. Aber außerdem auch Gedankenleserin. Ich bewundere. Eine echte Künstlerin freilich hat immer etwas Divinatorisches.“

„O Monsieur!“ Ihre Augen glänzten vor Freude über diese Schmeichelei: „Vous êtes aussi aimable que célèbre.“

Er lehnte ab; loben Sie mich nicht. Ich habe große Schwächen.“

„Zum Beispiel?“

„Unter anderem eine gewisse Schwäche für Damen-Mode-Artikel,“ erwiderte er scherzend. „Ich wäre zum Beispiel neugierig, die Putzgegenstände zu sehen, die Frau Major Sophie von Müller Ihnen eben geschickt hat. Ich möchte diese Putzgegenstände sogar an mich bringen.“

Amélie war erstaunt: „Sind Sie verheiratet?“

„Nicht im geringsten. Aber ich habe Cousinen und sogar Nichten.“

„Die Brand heißen?“ Weinade wäre der Zusatz: „Brand tout court?“ ihr entwischt, doch verschluckte sie ihn noch rechtzeitig.

„Brand und anders,“ erwiderte Dietrich.

„Anders?“ Sie war auf einmal merkwürdig kühl geworden, sie bedauerte, auch nicht über ein Stück im Magazin verfügen zu können, der Bedarf war so groß, der Vorrat so klein, man mußte doch einige Auswahl haben für die älteren, werteren Kunden.

„Ich würde höhere Preise bezahlen als Ihre ältesten, wertesten Kunden,“ sagte Dietrich langsam, nachdrücklich, aber auffallend sanft und fast liebevoll.

„Bedaure. Ich habe eine große Verehrung für Herrn Rittmeister Brand, aber seine Nichten müssen warten.“

Da ergriff er ihre kleine, harte, bräunliche Hand und führte sie rasch an seine Lippen: „Respekt vor Ihnen, Madame! Ihr Verdacht ist ganz unbegründet — Ihre brave Gesinnung sieht wie ein Fels. Ich sehe voraus, daß sich eine gute Freundschaft zwischen uns bilden wird.“

Entzückt über seinen Handkuß, aber doch noch etwas unsicher, bat Amélie, ihr zu verzeihen, wenn sie ihm Unrecht getan habe.

„Ich verzeihe jeder Frau jeden, auch den schönsten Verdacht gegen jeden Mann in dem einen Punkte,“ entgegnete er. Wir verdienen es nicht besser — im allgemeinen.“

Seine Worte wirkten wie ein Petroleumkuß in ersterbendes Feuer. Sie richtete sich auf, sie rückte näher zu ihm und brach flammend und hochatmend in einen Hymnus

des Lobes aus. Rittmeister Brand war mehr als liebenswürdig und berühmt, er war einzig. Er kannte sein Geschlecht. O, und sie ebenfalls, wenn auch nur in einem Exemplar, in dem freilich die Fehlerhaftigkeit de tout le genre masculin vertreten war. O, wenn er ahnen könnte! wenn er wußte . . .

Ein diskretes Klopfen an der Tür unterbrach sie.

Fräulein Julie zeigte sich, sie trug einen Karton unter dem Arme und meldete, die Fürstin A. habe sich anfragen lassen, und da mußte Madame doch bestimmen, ob die heutige Sendung Sophie Müllers jogleich oder erst zulezt vorgezeigt werden sollte. Mit zierlich gerundeten Handbewegungen entnahm sie dem eleganten Behältnisse nacheinander vier Hüte und stellte sie auf Haubenstöckchen vor die Gebieterin hin:

Nein, das waren wieder Sachen! Sachen! Nicht eines dieser „Guterln“ würde auch nur einen Tag alt werden im Salon. Die Fürstin A. würde gewiß zwei Stück nehmen und Prinzessin B. die anderen zwei; sie waren wie geboren für die beiden Damen, und nur auf ihren Häuptern wollte Fräulein Julie sie sehen. Der Baronin C. dürften sie gar nicht vor Augen kommen, die kauft sonst den wirklichen Damen alle vier auf einmal weg.

Amélie prüfte jeden einzelnen Hut genau: „Ja, Madame Müller ist erstaunlich, sie übertrifft sich bei jeder neuen Leistung. Was für Ideen sie hat! Sehen Sie nur, Mr. Brand, wie die Aigrette auf diesem Spitzhut placiert ist. Welche Grazie und welcher Geschmack in der Wahl der Farben, eine hebt die andere, und keine schlägt die andere. Den Hut verkaufen wir als Modell.“

„So schön! so schön!“ fiel Julie ein, „und diese Nettigkeit! Alles wie aus dem Ei geschält.“

Brand blieb stumm und betrachtete die Hüte mit tief innerlichster Rührung. Dieses schimmernde, phantastische kostbare Zeug hat der Mangel geschaffen, die Armut hat es gemacht für den übermütigsten Luxus. Die Schönheit dieses Zeuges ist wie Hauch, einige Regentropfen vernichten sie. Und dafür den Schlaf der Nächte, das Licht der Augen . . . Dafür!

Wieder wurde geklopft und angezeigt, daß der Wagen der Fürstin vorgefahren sei. Fräulein Julie raffte hastig ihre Waren zusammen und eilte in den Salon.

Madame Amélie und Brand waren zugleich aufgestanden. Er verabschiedete sich sehr bewegt und sagte: „Der Witwe meines Freundes muß geholfen werden. Helfen Sie mir helfen. Ueber das Wie müssen wir uns beraten. Wann darf ich wiederkommen?“

„Kommen Sie morgen,“ sprach sie huldvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Seldwylers Geschichte von Gottfried Keller.

4) Nachdruck verboten.

Doch war sein Vater Manz nun der erste von den beiden Feinden, der sich nicht mehr halten konnte und von Haus und Hof springen mußte. Dieser Vortritt rührte daher, daß er eine Frau besaß, die ihm geholfen, und einen Sohn, der doch einiges mit brauchte, während Marti der einzige Verzehrter war in seinem wadeligen Königreich, und seine Tochter durfte wohl arbeiten wie ein Haustierchen, aber nichts gebrauchen. Manz aber wußte nichts anderes anzufangen, als auf den Rat seiner Seldwylers Gönner in die Stadt zu ziehen und da sich als Wirt aufzutun. Dies ist immer ein Elend anzusehen, wenn ein ehemaliger Landmann, der auf dem Felde alt geworden ist, mit den Trümmern seiner Habe in eine Stadt zieht und da eine Schenke oder Kneipe aufzutun, um als letzten Rettungsanker den freundlichen und gewandten Wirt zu machen, während es ihm nichts weniger als freundlich zumute ist. Als die Manzen vom Hofe zogen, sah man erst, wie arm sie bereits waren; denn sie luden lauter alten und verfallenden Hausrat auf, dem man es ansah, daß seit vielen Jahren nichts erneuert und angeschafft worden war. Die Frau legte aber nichtsdestominder ihren besten Staat an, als sie sich oben auf die Gerümpelfuhre setzte, und machte ein Gesicht voller Hoffnungen, als künftige Stadtfrau schon mit Verachtung auf die Dorfgenoßen herabsehend, welche voll Mitleid hinter den Decken dem bedenklichen Zuge zusahen. Denn sie nahm sich vor, mit ihrer Liebenswürdigkeit und Klugheit die ganze Stadt zu bezaubern, und was ihr vereinfelter Mann nicht machen könne, das wolle sich schon ausrichten, wenn sie nur erst einmal als Frau Wirtin in einem stattlichen Gasthose säße. Dieser Gasthof bestand aber in einer trübseligen Winkelstube in einem abgelegenen, schmalen Gäßchen, auf der eben ein anderer zugrunde gegangen war, und welche die Seldwylers dem Manz verpachteten, da er noch einige hundert Taler einzulösen hatte. Sie verkauften

ihm auch ein paar Fäßchen säuerlichen Weines und das Wirtschaftsmobilien, das aus einem Duzend weißen, geringen Flaschen, ebensoviele Gläsern und einigen tannenen Tischen und Bänken bestand, welche einst blutrot angestrichen gewesen und jetzt vielfältig abgeschwärtzt waren. Vor dem Fenster knarrte ein eiserner Reifen in einem Hafen, und in dem Reifen schenkte eine blecherne Hand Rotwein aus einem Schöppchen in ein Glas. Ueberdies hing ein verdorrter Busch von Stachelpalmen über der Haustür, was Manz alles mit in die Pacht bekam. Am bestwillen war er nicht so wohlgenut wie seine Frau, sondern trieb mit schlimmer Ahnung und voll Ingrimm die mageren Pferde an, welche er vom neuen Bauern geliehen. Das letzte schäbige Knechtchen, das er gehabt, hatte ihn schon seit einigen Wochen verlassen. Als er solcher Weise abfuhr, sah er wohl, wie Marti voll Hohn und Schadenfreude sich unsern der Straße zu schaffen machte, fluchte ihm und hielt denselben für den alleinigen Urheber seines Unglücks. Sali aber, sobald das Fuhrwerk im Gange war, beschleunigte seine Schritte, eilte voraus und ging allein auf Seitenwegen nach der Stadt.

„Da wären wir!“ sagte Manz, als die Fuhre vor dem Spelunklein anhielt. Die Frau erschraf darüber, denn das war in der Tat ein betrübter Gasthof. Die Leute traten eifertig unter die Fenster und vor die Häuser, um sich den neuen Bauernwirt anzusehen, und machten mit ihrer Seldwylers Ueberlegenheit mitleidig spöttische Gesicht. Zornig und mit nassen Augen kletterte die Manzin vom Wagen herunter und lief, ihre Zunge vorläufig wehend, in das Haus, um sich heute vornehm nicht wieder blicken zu lassen, denn sie schämte sich des schlechten Gerätes und der verdorrten Betten, welche nun abgeladen wurden. Sali schämte sich auch, aber mußte helfen und machte mit seinem Vater einen seltsamen Verlag in dem Gäßchen, auf welchem alsbald die Kinder der Falliten herumsprangen und sich über das verblumpte Bauernpach lustig machten. Im Hause aber sah es noch trübseliger aus, und es glich einer vollkommenen Räuberhöhle. Die Wände waren schlecht geweißtes, feuchtes Mauerwerk, außer der dunklen, unfreundlichen Gaststube mit ihrem ehemals blutroten Tische waren nur noch ein paar schlechte Kämmerchen da, und überall hatte der ausgezogene Vorgänger den trostlosesten Schmutz und Kebricht zurückgelassen.

So war der Anfang, und so ging es auch fort. Während der ersten Wochen kamen, besonders am Abend, wohl hin und wieder ein Tisch voll Leute aus Neugierde, den Bauernwirt zu sehen, und ob es da vielleicht einigen Spaß absetzte. Am Wirt hatten sie nicht viel zu sehen, denn Manz war ungelent, starr, unfreundlich und melancholisch und wußte sich gar nicht zu benehmen, wollte es auch nicht wissen. Er füllte langsam und ungeschickt die Schöppchen, stellte sie mürrisch vor die Gäste und versuchte etwas zu sagen, brachte aber nichts heraus. Desto eifriger warf sich nun seine Frau ins Geschirz und hielt die Leute wirklich einige Tage zusammen, aber in einem ganz anderen Sinne, als sie meinte. Die ziemlich dicke Frau hatte sich eine eigene Hausstracht zusammengesezt, in der sie unwiderrstehlich zu sein glaubte. Zu einem leinenen, naturfarbenen Landrock trug sie einen alten, grünseidenen Spenser, eine baumwollene Schürze und einen schlimmen, weißen Halsstragen. Von ihrem nicht mehr dichten Haar hatte sie an den Schläfen postierliche Schmeden gewickelt und in das Köpfchen hinten einen hohen Kamm gesteckt. So schwänzelte und tänzelte sich mit angestrenzter Anmut herum, spitzte lächerlich das Maul, daß es süß aussehen sollte, hüpfte elastisch an die Tische hin und, das Glas oder den Teller mit gesalzenem Käse hinsetzend, sagte sie lächelnd: „So, so? so soli! herrlich, herrlich, ihr Herren!“ und solches dummes Zeug mehr; denn obwohl sie sonst eine geschliffene Zunge hatte, so wußte sie jetzt doch nichts Bescheites vorzubringen, da sie fremd war und die Leute nicht kannte. Die Seldwylers von der schlechtesten Sorte, die da hockten, hielten die Hand vor den Mund, wollten vor Lachen ersicken, stießen sich unter dem Tisch mit den Füßen und sagten: „Boß taufsig! das ist ja eine Herrliche! Eine Himmlische!“ sagte ein anderer; „bei ewigen Hagel! Es ist der Mühe wert, hierher zu kommen, so eine haben wir lange nicht gesehen!“ — Ihr Mann bemerkte das wohl mit finsterner Blicke; er gab ihr einen Stoß in die Rippen und flüsterte: „Du alte Kuh! Was machst Du denn?“ — „Störe mich nicht,“ sagte sie unwillig, „Du alter Tolpatsch, stehst Du nicht, wie ich mir Mühe gebe und mit den Leuten umzugehen weiß? Das sind aber nur Lumpen von Deinem Anhang! Laß mich nur machen, ich will bald fürnehmere Kundenschaft hier haben!“ — Dies alles war beleuchtet von einem oder zwei dünnen Talglütern; Sali, der Sohn, aber ging hinaus in die dunkle Küche, setzte sich auf den Herd und weinte über Vater und Mutter.

Die Gäste hatten aber das Schauspiel bald satt, welches ihnen die gute Frau Manz gewährte, und blieben wieder, wo es ihnen wohlher war und sie über die wunderliche Wirtschaft lachen konnten; nur dann und wann erschien ein einzelner, der ein Glas trank und die Wände angähnte, oder es kam ausnahmsweise eine ganze Bande, die armen Leute mit einem vorübergehenden Trubel und Lärm zu täuschen. Es ward ihnen angst und bange in dem engen Mauerwinkel, wo sie kaum die Sonne sahen, und Manz, welcher sonst gewohnt war, tagelang in der Stadt zu liegen, fand es jetzt unerträglich zwischen diesen Mauern. Wenn er an die freie Weite der Felder dachte, so stierte er finster brütend an die Decke oder auf den Boden, lief unter die enge Haustüre und wieder zurück, da die Nachbarn den bösen Wirt, wie sie ihn schon nannten, angafften. Nun dauerte es aber nicht mehr lange, und sie verarmten gänzlich, und hatten gar nichts mehr in der Hand; sie mußten, um etwas zu

essen, warten, bis einer kam und für wenig Geld etwas von dem noch vorhandenen Wein verzehrte, und wenn er eine Wurst oder dergleichen begehrte, so hatten sie oft die größte Angst und Sorge, dieselbe bezutreiben. Bald hatten sie auch den Wein nur noch in einer großen Flasche verborgen, die sie heimlich in einer anderen Kneipe füllen ließen, und so sollten sie nun die Wirte machen ohne Wein und Brot, und freundlich sein, ohne ordentlich gegessen zu haben. Sie waren beinahe froh, wenn nur niemand kam, und hockten so in ihrem Kneipchen, ohne leben noch sterben zu können. Als die Frau diese traurigen Erfahrungen machte, zog sie den grünen Spenser wieder aus und nahm abermals eine Veränderung vor, indem sie nun, wie früher die Fehler, so nun einige weibliche Tugenden aufkommen ließ und mehr ausbildete, da Rot an den Mann ging. Sie übte Geduld und suchte den Alten aufrecht zu halten und den Jungen zum Guten anzuweisen; sie opferte sich vielfältig in allerlei Dingen, kurz, sie übte in ihrer Weise eine Art von wohlthätigem Einfluß, der zwar nicht weit reichte und nicht viel besserte, aber immerhin besser war, als gar nichts oder als das Gegenteil, und die Zeit wenigstens verbringen half, welche sonst viel früher hätte brechen müssen für diese Leute. Sie wußte manchen Rat zu geben nimmere in erbärmlichen Dingen, nach ihrem Verstande, und wenn der Rat nichts zu taugen schien und fehlschlug, so extrug sie willig den Grimm der Männer, kurzum, sie tat jetzt alles, da sie alt war, was besser gedient hätte, wenn sie es früher geübt.

Um wenigstens etwas Weißbares zu erwerben und die Zeit zu verbringen, verlegte sich Vater und Sohn auf die Fischerei, d. h. mit der Angelrute, so weit es für jeden erlaubt war, sie in den Fluß zu hängen. Dies war auch eine Hauptbeschäftigung der Selbstwähler, nachdem sie falliert hatten. Bei günstigem Wetter, wenn die Fische gern anbissen, sah man sie duzendweise hinauswandern mit Rute und Kübel, und wenn man an den Ufern des Flusses wandelte, hockte alle Spanne lang einer, der angelte, der eine in einem langen, braunen Bürgerrock, die bloßen Füße im Wasser, der andere in einem spitzen, blauen Frack, auf einer alten Weide stehend, den alten Filz schief auf dem Ohre; weiterhin angelte gar einer im zerrissenen, großblumigen Schlafrock, da er keinen anderen mehr besaß, die lange Peise in der einen, die Rute in der anderen Hand, und wenn man um eine Krümmung des Flusses bog, stand ein alter, kahllöppiger Dickbauch faßelnackt auf einem Stein und angelte; dieser hatte trotz des Auenthalts am Wasser so schwarze Füße, daß man glaubte, er habe die Stiefel anbehalten. Jeder hatte ein Töpfchen oder ein Schächtelchen neben sich, in welchem Regenwürmer wimmelten, nach welchen sie zu anderen Stunden zu graben pflügten. Wenn der Himmel mit Wolken bezogen und es ein schwüles, dämmeriges Wetter war, welches Regen verkündete, so standen diese Gestalten am zahlreichsten an dem ziehenden Strome, regungslos gleich einer Galerie von Heiligen- oder Prophetenbildern. Achlos zogen die Landleute mit Vieh und Wagen an ihnen vorüber, und die Schiffer auf dem Flusse sahen sie nicht an, während sie leise murrlen über die Fische verschauend Schiffe.

Wenn man Manx vor zwölf Jahren, als er mit einem schönen Gespann pflügte auf dem Hügel über dem Ufer, damals gesagt hätte, er würde sich einst zu diesen wunderlichen Heiligen gesellen und gleich ihnen Fische fangen, so hätte er einem ins Gesicht gespien. Auch eilte er jetzt hastig an ihnen vorüber hinter ihren Rücken und eilte stromaufwärts gleich einem eigeninnigen Schatten der Unterwelt, der sich zu seiner Verdammnis ein bequemeres, einsames Plätzchen sucht an den dunklen Wässern. Mit der Angelrute zu stehen hatte er und sein Sohn indessen keine Geduld, und sie erinneten sich der Art, wie die Bauern auf manche andere Weise etwa Fische fangen, wenn sie übermütig sind, besonders mit den Händen in den Wäcken; daher nahmen sie die Ruten nur zum Schein mit und gingen an den Borden der Wäcke hinauf, wo sie wußten, daß es teure und gute Forellen gab.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Naturforschertag.

Am Donnerstag fand eine Gesamtsitzung sämtlicher Abteilungen der Versammlung statt, in der Professor v. Hef-München einen Vortrag hielt über die

Entwicklung vom Lichtsinn und Farbensinn im Tierreich.

Man ist vielfach der Meinung, daß die Tiere Farben ebenso wohl zu erkennen und zu unterscheiden vermögen, wie der Mensch, das sogenannte Hochzeitskleid vieler Fische zum Beispiel. Die Farbenpracht, in der sie zur Laichzeit schwimmen, sollen einen Anreiz auf das andere Geschlecht ausüben, den man sich als durch das Auge vermittelt vorstellt. Auch bei sehr tief stehenden Tieren, bei wirbellosen Insekten, schreibt man den Farben eine große Bedeutung für das Leben zu; so ist die Anschauung, daß die Bienen durch die Farben der Blumen in hohem Maße angelockt und zum Besuch der Blumen bewogen werden, überaus verbreitet. Nach der Darstellung von Hef, dessen Meinung auf zahlreichen Versuchen beruht, ist diese Anschauung über die Farbenwahrnehmung eine durchaus irrige.

Die Versuche von Hef gehen zunächst darauf aus, zu ermitteln, welche Farben von den verschiedenen Tieren als besonders hell

empfundener werden. Wird das weiße Sonnenlicht in ein farbiges Band mit den Regenbogenfarben zerlegt (Spektrum), so empfindet ein normales menschliches Auge die verschiedenen Farben verschieden hell, und zwar erscheint die Gegend des Gelb am Hellsten; der farbenblinde Mensch dagegen empfindet die verschiedenen Farben des Spektrums nur als verschiedene Helligkeitsstufen, die Abstufung der Helligkeiten ist für ihn aber anders als beim normalen farbenblinden Auge, ihm erscheint das Spektrum als ein graues Band, das im Gelbgrün bis grünen Teile am hellsten ist und dessen Helligkeit nach Violett zu langsam, nach dem roten Ende hin rasch abnimmt. Uebrigens haben die normalen Augen einen doppelten Sehapparat, von denen der eine nur bei großer Lichtschwäche, also im Dunkeln, in Funktion tritt, und dieser Dunkelapparat des normalen menschlichen Auges ist farbenblind, bei Nacht in schwacher Beleuchtung unterscheiden wir, soweit wir überhaupt noch zu sehen vermögen, keine Farben, das Spektrum erscheint uns wie dem Totalfarbenblinden als graues Band, dessen Helligkeitsabstufungen auch für uns dieselben sind, wie für den Farbenblinden. In dem Wort: „Bei Nacht sind alle Katzen grau“ drückt sich diese Erfahrung aus, die das Volk gemacht hat, lange bevor die Gelehrten auf sie aufmerksam wurden und ihren näheren Umständen nachgingen.

Hef hat bei seinen Versuchen Tiere vor das Spektrum gebracht und Reiskörner darüber ausgestreut; ein Affe nimmt sie in ihrer ganzen Ausdehnung auf, ein Huhn dagegen läßt die im grün-blauen, blauen und violetten Teile liegenden Körner unberührt. Aus diesen und einer Reihe ähnlicher Versuche ist wohl zu schließen, daß die Farbenempfindung der Affen mit der unserer übereinstimmt, daß dagegen die Vögel und ebenso die Reptilien nur ein nach dem blauen Ende verkürztes Spektrum erblicken. Hef hat dann Versuche mit Fischen und anderen im Wasser lebenden Tieren, deren Bewegungen durch den Lichtreiz beherrscht werden, angestellt. Fische, die zum Gellen schwimmen und dort ihre Nahrung suchen, sammeln sich in wenigen Sekunden in der Gegend des Gelbgrün bis Grün, von wo aus die Zahl nach dem roten Ende zu rasch, nach dem violett zu langsamer abnimmt. Die Helligkeitsempfindung der untersuchten Fische stimmt also mit der der farbenblinden Menschen überein und der Schluß scheint berechtigt, daß eine wirkliche Farbenempfindung, ein Farbensinn den Fischen nicht zugeschrieben werden darf. Daß das bunte Hochzeitskleid der Fische mit irgendwelchen Farbenwahrnehmungen und durch sie veranlaßten Anlockungen des anderen Geschlechts nichts zu tun hat, geht schon daraus hervor, daß die Farben bereits in geringer Tiefe selbst für menschliche Augen nicht erkennbar sind, bei der starken Absorption des Lichtes im Wasser kann Farbenwahrnehmung nur von ganz geringer Bedeutung für das Leben aller Wassertiere sein. Hef schließt daher aus seinen mannigfach abgeänderten Versuchen, daß bei allen Wassertieren sich nur die Empfindung farblosiger Helligkeit ausgebildet hat, während erst beim Uebergang zum Luftleben im Tierreiche die Farbenwahrnehmung sich entwickelte. Aber auch nicht sofort und auf der niedrigsten Stufe. Aus dem Verhalten der wirbellosen Tiere dem Licht gegenüber, aus der Art, wie Raupen, Miden, Fliegen, Käfer, ja auch die vielfach als besonders farbenblütig angesehenen Bienen auf Lichtreize reagieren, glaubt Hef schließen zu müssen, daß alle diese Tiere das Spektrum in genau der gleichen Weise erblicken, wie der total farbenblinde Mensch. Hef schließt daraus, daß auch bei den niedrigen Tieren, die nachweislich Sehorgane nicht besitzen, aber trotzdem deutlich auf Lichtreize reagieren, psychische Regungen, die Sehqualitäten entsprechen, ausgelöst werden. Nachdrücklich wendet er sich gegen die Lehre, die in den Organismen nur empfindungslose chemische Maschinen sehen will.

Wenn die Anhänger dieser Lehre meinen, die Bewegungen zum Licht seien für das Tier weder nützlich noch schädlich und daher ohne biologisches Interesse für das Tier, weil dem Drange zum Licht so viele Insekten zum Opfer fallen, so ist zu erwidern, daß es wohl überhaupt keine Lebensäußerung gibt, die ausnahmslos und unter allen Bedingungen der Art nur zum Vorteil gereicht. Die durch Hunger und Liebe bestimmten Lebensäußerungen sind für die Erhaltung der Art von der höchsten Bedeutung, und wie groß ist nicht die Zahl der Individuen, die durch sie unter besonderen Verhältnissen zur Vernichtung geführt werden. — Hef kommt also zu dem Schluß, daß ein Lichtsinn schon ganz niedrig stehenden Tieren zukommt, daß aber der Farbensinn sich bei den im Wasser lebenden Tieren — und diese sind doch als die Vorfahren der Lufttiere aufzufassen — nicht entwickeln konnte, erst bei dem Uebergang in die Luft konnte seine Entwicklung für die Lebenswesen von Bedeutung werden. Indessen hat bei den Wirbellosen auch das Luftleben nicht zur Entwicklung einer Fähigkeit der Farbenempfindung geführt, nur bei den Wirbeltieren hat der Lichtsinn eine Umbildung erfahren, vermöge deren neben der farblosen Helligkeit auch die bunte Welt der Farben zum Bewußtsein gebracht wird. Doch sind an Stelle der früheren spezifischen Sinnesenergien nicht etwa ganz andere getreten — fehlen doch die früheren Energien bei der seltenen Störung der totalen Farbenblindheit wieder und treten doch auch im normalen Auge, wenn die Lichtstärke genügend herabgesetzt und das Auge sich an das umgebende Dunkel gewöhnt hat, wieder die uralten spezifischen Energien hervor. So treu bewahrt unser Sehorgan die Erinnerung an das, was es einst, vor unermesslich langen Zeiten, gewesen!

Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß diese interessanten Anschauungen von Hef keineswegs von allen seinen Fachgenossen geteilt werden. Sein engerer Münchener Kollege F r i s c h hat auf demselben Kongress vor zwei Tagen in der vereinigten Abteilung

für Zoologie, Anatomie und Physiologie über eben dasselbe Thema gesprochen und dabei einen ganz entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Aus Versuchen mit Elritzen, die auf grauem Grunde unverändert bleiben, auf gleich hellem gelben Grunde dagegen sich gelblich färben, schließt er auf einen Farbensinn bei diesen Fischen. Im Gegensatz zu Heß ist er von der Bedeutung der Blumenfarben für die Insekten, vor allem die Bienen, überzeugt. Mit Bestimmtheit behauptet er, daß man Bienen mit Leichtigkeit auf die blaue Farbe dressieren kann, indem man sie längere Zeit auf blauem Papier füttert. Rot und blaugrün, meint er, erkennen die Bienen allerdings nicht, aber diese Farben kommen bei unseren Blumen auch selten vor; Purpurrot, das bei unseren Blumen häufig ist, sei eine Mischung aus Rot und Blau und erscheine daher den für Rot nicht empfindlichen Bienen als Blau. Heß dagegen ist aus seinen zahlreichen Versuchen zu der nicht minder festen Ueberzeugung gelangt, daß die Ansammlungen von Bienen an bestimmten Stellen stets durch den Geruchsinne mit bestimmt werden, und daß es ganz unmöglich ist, Bienen auf bestimmte Farben zu „dressieren“. Alle derartigen Deutungen von Versuchen beruhen nach seiner Ueberzeugung auf Selbsttäuschung und nicht genügendem Achten auf alle Umstände.

Bei der Schwierigkeit, aus solchen Versuchen sichere Entscheidungen zu treffen, ist ja auch nicht zu erwarten, daß über alle Punkte bereits volle Einmütigkeit bestehe; jedenfalls ist nüchternen Kritik gegenüber voreiligen Schlüssen, die den niederen Insekten menschliche Sinnesqualitäten zusprechen wollen, sehr am Platze.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Den größten Kran der Welt besitzt die Hamburger Werft Blohm u. Voß. Der Kran ist ein elektrisch betriebener sogenannter Hammerwippkran mit einer Tragfähigkeit von 250 000 Kilogramm. Der vordere Arm des 96 Meter langen Auslegers kann hochgeklappt werden. In dieser Lage befindet er sich 100 Meter über dem Wasserpiegel, wodurch er auch bei wachsenden Höhenmaßen der Schiffe allen Anforderungen zu genügen imstande ist. Der Kran besteht aus zwei boneinander ganz unabhängigen Hebezeugen: einer Kabe, die eine Last von 110 000 Kilogramm auf 53 Meter und die Höchstlast von 250 000 Kilogramm auf 34,5 Meter Entfernung von der Kraumitte tragen kann, und einem 20 000 Kilogramm Tragkraft besitzenden Drehkran, der auf dem Ausleger angebracht ist und diesen in seiner ganzen Länge befahren kann. Eine Last von 10 000 Kilogramm kann sogar den Döfsekran bis auf eine Entfernung von 73,5 Meter von der Mitte des Hauptkranes getragen werden. Mit ihm kann also ein Kreis von 147 Meter Durchmesser und 17 000 Quadratmeter Fläche befrachten werden.

Der Kran wird von zwei Personen bedient. Der Steueremann des großen Krans sitzt in einem Steuerhäuschen, das unter dem Lastarm des Auslegers angebracht ist. Ein Scheinwerfer erlaubt ihm, die jeweilige Arbeitsstätte bei Dunkelheit scharf zu beleuchten. Die erste Aufgabe des Krans war die Herstellung des 66 000 Tonnen großen Schwefelzuges vom „Imperator“, des „Vaterland“. Erwähnt sei noch, daß von den 140 Kriekenkränen, die in der Welt existieren, die überwiegende Mehrheit in Deutschland hergestellt sind, darunter mehr als 70 allein von der Deutschen Maschinenfabrik A.-G. in Duisburg.

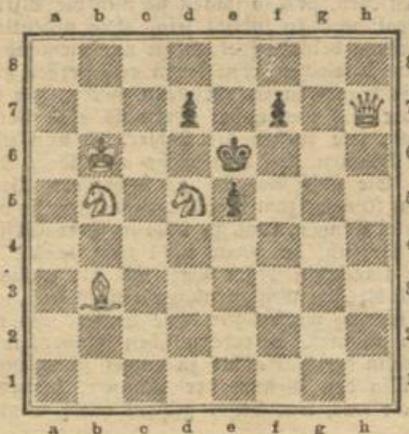
Medizinisches.

Die gängliche Entfernung des Magens. Wie weit heute die operative Chirurgie vorgeschritten ist, erkennt man u. a. an den glänzenden Leistungen, welche die Magen Chirurgie aufzuweisen hat. Bei Krebs wird heute der Magen wenn nötig gänzlich entfernt und es kann Heilung danach eintreten. So berichtete kürzlich Dr. Sasse in Frankfurt a. M., der Chirurg des dortigen Marienkrankenhauses, über zwei von ihm operierte, geheilte Fälle von gänzlicher Magenentfernung. Bei dem einen 56 Jahre alten Patienten wurde der ganze Magen, im streng anatomischen Sinne genommen, entfernt. 3 1/2 Wochen nach der Operation konnte der Patient bereits alle festen Speisen ohne Beschwerden genießen und er zeigt eine normale, gute Verdauung. An dem Röntgenbild sieht man, wie vom Magen nichts mehr vorhanden ist und wie der Darmtrakt aus der Speiseröhre direkt in den Dünndarm fällt. Bei dem anderen Fall war die Patientin vor der Operation bis zum Skelett abgemagert, sie wog nur noch 60 Pfund. Nach der Operation nahm sie in kurzer Zeit 52 Pfund an Gewicht zu. Es handelt sich hier nicht um Krebs, sondern um ein narbiges Geschwür, das den ganzen Magen einnahm, so daß dieser gänzlich schrumpfte. Da die Patientin nunmehr bereits zwei Jahre nach der Operation lebt, und der Verlust des Magens kaum nachteilige Folgen für die Ernährung gehabt hat, so kann man behaupten, daß der Magen absolut entbehrlich ist. Die Patientin sieht blühend und gesund aus. Bemerkenswert ist ihre Angabe, daß sie nach dem Essen kein eigentliches Gefühl der Sättigung mehr habe. Sie genießt alle Speisen, ohne im geringsten auf die leichtere oder schwerere Verdaulichkeit Rücksicht zu nehmen.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Schinnmann.



2+ (170-SPI 1)

Nachstehende vor kurzem in München gespielte Beratungspartie ist von theoretischem Interesse:

Damenbauerneröffnung.

(L. Hartung S. Alapin
W. Krieh)

1. d2—d4 d7—d5
2. Sg1—f3 c7—c6

Im Rathe Lasler-Tarrafch geschah hier: 2. e5; 3. d6, e6 (Bei 3. Sf6, was Dr. Tarrafch als angebl. Verbesserung angab, kam 4. c3, e6; 5. b4 folgen, wonach die Zugvariante mit vertauschten Rollen entsteht und mit dem wichtigeren Umstande, daß der Verteidiger das Tempo Sg1—f3 voraus hätte.) 4. e4!, Lx05; 5. e6, e6; 6. Lb5!, Se6; 7. 0—0, Sf6; 8. Sc3, 0—0; 9. Lg5, Le7; 10. Lxf6, LxL; 11. Dxd5, LxS1 (Auf 11. DxD; 12. SxD, Lxb2; 13. Tab1, La3 gewinnt Weiß mit 14. LxS, bxc6; 15. Sc7 zc); 12. DxD, TxD; 13. bxc3, Sa5; 14. Tfel, Ld7; 15. Ld3, Tde8; 16. Sd4, Kf8; 17. Sb3, b6 und Lasler konnte mit 18. e4 in klaren Vorteil kommen.

Eine andere Alternative ist: 2. Sf6; 3. e4, e6; 4. Sc3!, d6!; 5. e3!, b5; 6. a4, b4! (6. Sd5; 7. ab, SxS; 8. bxc3, ob; 9. Se5, Lb7; 10. Tb1, Dd5; 11. f3 zc. Weiß steht besser.); 7. Sb1, Sbd7; 8. Lxc4, e6 zc. Schwarz hat wohl ein verteidigungsfähiges, aber kein letztes Spiel.

Der Zugzug ist insofern sehr beachtenswert, als er gegen die Hauptressource des Gegners in dieser schwierigen Eröffnung, nämlich gegen c2—c4 gerichtet ist.

3. c2—c4
Auf 3. e3 folgt 3. Lf5; 4. e4, e6; 5. Db3, Dc7; 6. Sc3, Sd7; 7. Ld2, Td8; 8. Te1, Db8 zc. mit mindestens gleichem Spiel für Schwarz. Auf 3. Lf4 kam 3. Db6 gesehen.

Den mit dem Zugzuge geopferten Bauer kann Weiß zwar wiedergewinnen, aber nur unter Aufgabe wirksamer Angriffsaussichten.

3. d5xc4
4. e2—e3
Oder 4. e4, Sf6; 5. e5, Sd5; 6. Lxc4, Sb6 nebst event. Lf5 (oder Lg4) und o7—e6. Auf 4. a4 kam 4. Lf5; 6. e3, Sa6; 7. Lxc4, Sb4 zc. folgen.

5. a2—a4 Dd8—b6
6. a4xb5
Auf 6. Sd5 folgt 6. Sd7!; 7. ab, SxS!; 8. dxc5, cb mit Behauptung des Bauern.

6. c6xb5
7. b2—b3
Mit 7. Se5, Sf6!; 8. b3, Sbd7!; 9. bc, SxS; 10. dxc5!, Sd7; 11. ob,

o6!; 12. Lb2 kann sogar Weiß einen Bauer mehr haben, jedoch das schlechtere Spiel; 3. B.: 12. Lb7; 13. Ld4, Le5 nebst event. Td8 zc.

7. c4xb3
8. Dd1xb3
In Betracht kam 8. Se5, Sf6; 9. Dxb3, e6; 10. Lxb5+, Ld7; 11. Sc3, a5 nebst event. Lb4. Entscheidender Nachteil für Schwarz ist aber auch hier nicht ersichtlich.

8. b5—b4
Auf Ld7 war möglich.
9. Db3—d5 Le8—b7
10. Lf1—b5+ Lb7—c6
11. Sf3—e5

Schwarz scheint unrettbar verloren zu sein. Es gibt aber eine merkwürdige Rettung!

11. e7—e6!
12. Lb5xc6!
Auf 12. Df3, Sf6; 13. LxS+ (SxS, DxL) 13. SxL; 14. SxS, Te8 muß nichts.

12. Db6xc6!
13. Dd5xc6
13. SxD, oxc5 ist nicht besser.
13. Sb8xc6
14. Se5xc6 Ta8—o8
„Dies war des Pudels Kern!“

15. Kc1—e2!
Auf Ta6 oder Txa7 folgt Se7.

15. Tc8xc6
16. Ta1xa7 Sg8—e7!
17. Sb1—d2
Oder 17. Ld2, Se8; 18. Tb7, Tb6; 19. Te7!, Tb8; 20. Thc1, Sb6 zc.

17. Se7—c8
18. Ta7—b7 Lf8—e7
19. Sd2—e4 0—0
20. Le1—d2 f7—f5
21. Se4—g3 Te6—b6
22. Tb7xb6 Sc8xb6
23. Th1—b1 Sb6—c4
24. Ld2—e1

24. Lxb4, Tb8 kostete die Dualität.

24. Tf8—b8
25. Ke2—d3 Sc4—a5
26. Sg3—e2 Kg8—f7
27. Se2—c1 g7—f5
28. Sc1—a2

In Betracht kam Sb3! Jedoch beide Teile waren in Zeitnot.

28. b4—b3
29. Sa2—c1 Le7—b4
30. Le1xb4 Tb8xb4
31. Kd3—c3 Tb4—c4+
32. Kc3—d3 Te4—b4
33. Kd3—c3 Tb4—c4+
34. Kc3—d3 Te4—b4

Durch Wiederholung der Züge wurde die Partie remis gegeben.